

Diogenes

Leseprobe



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Diogenes Verlag AG
www.diogenes.ch

Diogenes Taschenbuch 24280



Thomas Meyer

*Wolkenbruchs
wunderliche Reise
in die Arme
einer Schickse*

Roman

Diogenes

Die Erstausgabe erschien 2012
im Salis Verlag, Zürich
Copyright © 2012 by Salis Verlag AG, Zürich
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
Umschlagillustration nach einer Fotografie
von Ryan McVey/Gettyimages (Hintergrund)
und einer Graphik von Vector Stock

Anmerkung zum Jiddischen

*Falls Ihnen ein jiddisches Wort unverständlich ist,
lesen Sie es laut. Falls das nicht hilft: Am Schluss des
Bandes gibt es ein Glossar.*

*Jiddisch ist eine aus dem Mittelhochdeutschen her-
vorgegangene Sprache, die in hebräischen Buchsta-
ben geschrieben wird. Es gibt unzählige Formen
der Transkribierung; der Autor war hier um eine
einheitliche Darstellung bemüht.*

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2014
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/14/8/1
ISBN 978 3 257 24280 5

*Den zauberhaften Damen der
Confiserie Sprüngli, die mich während der
Erstellung dieses Romans so liebevoll
umsorgt haben*

ERSTER TEIL

*Izt, bruder, trink ich,
un wen es rojscht in kop,
fajf ich ojf der ganzer welt
un tanz mir hop-hop-hop!*

Jüdisches Trinklied

MOTTELE, DU BRINGST MICH NOCH INS GRAB!

»Mottele, wo bist du? Ich mache mir sorgen!«

Meine mame war den Tränen nahe. Dabei war gerade mal eine halbe stunde vergangen, seit sie sich von meiner gesunthajt hatte überzeugen können. Und mir, für alle Fälle, ein frisches nostichl in die Manteltasche gesteckt hatte.

Doch das Höchstmaß an zajt, die meine mame ohne Nachricht ihres Sohnes ertragen konnte, war damit eindeutig überschritten. Ich hatte ihren Anruf daher jeden Augenblick erwartet.

»Ich bin in der Migros am Einkaufen«, gab ich artig Auskunft.

Das wusste sie eigentlich. Schließlich hatte sie mich hingeschickt. Mit einer Liste in ihrer hant-Schrift, die nebst ihr – nach jahrelangem Unterricht – nur ich entziffern konnte. »Unsere Geheimschrift!«, nannte meine mame ihre Schreibart mir gegenüber verschwörerisch. Eine von vielen Weihen, auf die ich gerne verzichtet hätte.

»Hast du alles?«, fragte sie.

Ich war gerade dabei, einen Viererstrauß Bananen zu wiegen, und hielt das Handy mit der Schulter ans ojer geklemmt, um die Hände frei zu haben.

»Noch nicht«, antwortete ich und brachte das ausgedruckte Etikett auf dem Plastikbeutel an.

»Was fehlt?«

»Nicht mehr viel.«

»Was?«

Sie schien es genau wissen zu wollen.

Ich stellte den Einkaufskorb auf den Boden und hielt das Handy richtig ans ojer. Ich stand ungünstig zwischen einem Regal und der Gemüsewaage. Ein Schüler des nahen Gymnasiums rempelte mich an.

»Mame, es ist kein guter Moment ...«

Sie nötigte mich, den Inhalt des Korbes mit ihrer Liste zu vergleichen und aufzuzählen, was noch fehlte. Ich tat es und wurde in die Abteilung mit den Haushaltswaren beordert. Ohnehin mein nächstes Ziel.

Ich sagte es: »Das wäre sowieso mein nächstes Ziel gewejn.«

»Mordechai! Werd nicht frech!«

»Entschuldig, mame.«

»Mottele, du bringst mich noch ins Grab!«, rief meine mame, wozu das leise Geklirr der bombelech an ihren ojern zu hören war, ließ ihre Worte noch einen Moment wirken und legte dann auf.

Wieder zu Hause, erwartete mich eine neue Liste: das umfassende Protokoll der sorgen, die sich meine mame während meiner Abwesenheit gemacht hatte. Antisemitische Angriffe kamen darin vor sowie rein kriminell motivierte Raubüberfälle und allerlei Formen des körperlichen Versagens.

»Was alles hätte passieren können!«, rief meine mame. Einer ihrer Lieblingsausrufe.

Doch entgegen allen Befürchtungen war ich auch diesmal wohlbehalten zurückgekehrt. Erleichtert drückte mich meine mame an ihren gigantischen busem, bedeckte mich mit kischn und gestand eine libe, wie sie tiefer und schöner nicht sein könne: »Sininke, sininke«, sang sie wieder und wieder, »geliebter Sohn!«

Unfähig zu flüchten, wogte ich mit ihr in ihren feisten Armen nach links und nach rechz.

Und irgendwie brachte sie es fertig, mir dabei ein zweites nostichl in die keschene zu schmuggeln.

ICH HABE IHR FOTOS VON DIR GEZEIGT,
SIE FINDET DICH AUCH NETT!

Mein Name ist Mordechai Wolkenbruch, kurz Motti. Meine mame heißt Judith. Sie besitzt einen enormen tuches und das beste Matzenknödel-Rezept der Welt. Bejdes hat sie von ihrer mame geerbt.

Mein tate heißt Moische. Er ist, wie ich, dünn und blass. Von ihm habe ich den rötlichen Schimmer im Bart, wobei er mir zahlreiche weiße Stellen darin voraushat und auch einiges an Volumen. Denke ich an meinen tate, sehe ich ihn, wie er auf dem Sofa sitzt: schwarze hojsn, weißes Hemd, ein schtik Bart, darüber das *Tachles*, das jüdische Wochenmagazin, oder die *Jüdische Zeitung* und ganz oben, über einer hohen Stirn, seine jarmelke.

Ich habe zwaj ältere Brüder. Salomon, genannt Schloime, und David. Bejde haben von meiner mame den tuches geerbt und von meinem tate die Hautfarbe, was ihnen starke Ähnlichkeit mit einem Schneemann verleiht. Schloime, von Beruf Chirurg und von meinem tate deshalb häufig »Koschermetzger« genannt, ist außerstande, in Zimmerlautstärke zu sprechen. Ein weiterer Wesenszug, den ihm meine mame mitgegeben hat. David hingegen, ein Biologe, ist ein stiller Mensch.

Zwaj teg pro woch arbeitete ich bei der Wolkenbruch Versicherung, der Firma meines Vaters. Die übrige zajt widmete ich mich dem Studium der Wirtschaft, was meine mame mit großem schtolz erfüllte. Bei jedem Familientreffen verkündete sie, ihr Motti stehe kurz vor der Doktorwürde, was ich jeweils beschämt relativierte: »Mame, es dauert doch allein noch ein jor bis zu meinem Master.« Sie lachte: »Mottele, das schaffst du in draj Monaten, du bist ein so gescheiter jing; schon als kleiner Bub bist du gescheit gewejn; und nachher wirst du auch sofort Doktor!« Doch das sagte sie nicht mehr zu mir, sondern in die Runde hinaus, heftig nickend, und ich widersprach nicht mehr. Widerspruch war in den ojgn meiner mame ein schweres Vergehen und wurde mit sofortigem Einfrieren der Beziehung geahndet: Anstatt dass sie mich zur Begrüßung umarmte, hielt sie mir dann vorwurfsvoll die bak entgegen, auf dass ich ihr einen reumütigen kisch draufgebe. Die nostichl-Versorgung wurde für die Dauer der Sühne natürlich eingestellt.

Irgendwann entschied die mame jeweils, ich hätte genug für meinen schlechten Benimm gebüßt, und wärmte das Verhältnis wieder auf: Ich war wieder der geliebte sininke und wurde wieder an die bristn gepresst, und griff ich in die keschene meines Mantels, so stieß meine erleichterte hant wieder auf das vertraute Quadrat aus Stoff.

Wir führten ein gewöhnliches, frommes jüdisches Dasein: Meine mame kochte knajdlech und hielt die allgemeine Disziplin aufrecht, und mein tate verkaufte den Zürcher jidn Versicherungen. Der Satz »Man weiß ja nie!« war da-

bei sein liebstes Verkaufsargument. Und auch das überzeugendste, hatte er es doch mit Leuten zu tun, deren Vorfahren von einem tog auf den anderen erst nicht mehr mit der Straßenbahn reisen durften und schpejter nur noch im Güterwaggon.

Jeden tog gingen wir in die schul zum dawenen. Mein tate am frimorgn und am uwnt, ich manchmal nur am uwnt.

Jeden frajtk nach Einbruch der Dämmerung zündete meine mame die lichtlech an, und wir sangen und aßen miteinander und unseren Gästen.

Mein Bruder Schloime hatte schon eine eigene mischpuche.

Mein Bruder David ebenso.

Ich nicht.

Das machte meine mame, deren Brautvermittlungsbemühungen für ihre bejden anderen Söhne schon mit dem jeweils ersten Versuch voll ins Üppige getroffen hatten, hochgradig nervös. Denn bei mir taten sie dies nicht. Der Grund lag darin, dass meine mame auch mich ausschließlich mit Duplikaten ihrer selbst bekannt machte: Rachel, Dania, Sara, Mazzal, Rifka, Joelle, Bracha, Schoschanna; und alle schwatzten sie mich in Grund und Boden, während sie in unserem Wohnzimmer milchikes gebek in sich hineinstapelten, das meine Mutter vom Koscherbäcker besorgt hatte. Ich schwieg jeweils dazu, und auch schpejter, nachdem die jungen, dicken frojen gegangen waren und die mame meine Meinung hören wollte, schwieg ich.

»Die ist doch nett!«, behauptete meine mame etwa von Rachel.

Ich saß da und zählte konzentriert die Kuchenkrümel auf dem leeren gebek-teler. Zwajunfirzik waren es; die ganz kleinen, schlecht zählbaren nicht eingeschlossen.

Nett war Rachel gewejn, durchaus.

»Und hipsch!«

Das nun weniger.

»Mordechai! Du rufst sie jetzt an!«

Doch ich schwieg einfach und starrte auf den teler, bis meine mame sich erhob und schnaubend die tir hinter sich zuwarf. Und mich wieder amol vom nostichl-Nachschub abschnitt.

Da Zürichs jüdische Gemeinden von überschaubarem Charakter sind, musste meine mame bald auf andere Städte ausweichen. Sie schickte mich nach Bern, nach Basel, nach St. Gallen und nach Lugano und errechnete mit gespenstischer Präzision den Zeitpunkt, an dem meine eventuelle Ehefrau und ich den zweiten Kaffee erhielten. Genau dann rief sie jeweils an und erkundigte sich über den Verhandlungsverlauf: »Und, Mottele, wie gefelt sie dir?«

»Mame, ich bin eben erst angekommen.«

»Aber wie gefelt sie dir? Ich will doch einen gitn schidech machen!«

»Ich rufe dich zurik, ja?«

»Sie ist sejer nett!«

»Ist gut, ich –«

»Ich habe ihr Fotos von dir gezeigt, sie findet dich auch nett!«

»Mame, wir –«

»Auch Fotos von früher, als du klein warst; weißt du, das Bild, wo du nackt bei Guggenheims im gortn herumrennst, sie hat es richtig betamt gefunden!«

»Also, mame, ich muss los.«

»Motti! Willst du *deiner mame* das Telefon aufhängen?«

»Nein, aber –«

»Dann hörst du mir jetzt zu! Sie ist *sejer* nett, glojb mir!«

»In ordenung. Wir hören uns schpejter.«

»Du hängst mir nicht das Telefon auf! MORDECHAI!«

Als ich vor einiger zajt von einer solchen Reise heimkehrte, erwartete mich meine mame am Esstisch, vor sich die zerknüllten Verpackungen von zwaj Tafeln Schokolade.

»Nu, Motti?«, fragte sie, ihre ojgn wie chanike-Kerzen.

»Ich wajs nischt, mame«, wich ich aus, um doch irgendwann mol etwas zu sagen.

»Wus wajstu nischt?«, blähte sie ihre Brust.

Ich fuhr mir mit der hant in den bort, denkend: Jetzt kannst der eigenen Mutter ja schlecht sagen, das mejdl gefelt mir nicht, die sieht aus wie du.

Also sagte ich: »Da war nischt kejn funk zwischen uns, mame.«

»Kejn funk!«, rief die mame. »Was brauchst du a funk! Du brauchst a froj!«